

Gottesdienst in der Peterskirche in Heidelberg

Predigt: Röm 12,(4-8) 9-16

[4 Denn wie wir an einem Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder dieselbe Aufgabe haben,
5 so sind wir viele ein Leib in Christus, aber untereinander ist einer des andern Glied,
6 und haben verschiedene Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Ist jemand prophetische
Rede gegeben, so übe er sie dem Glauben gemäß.

7 Ist jemand ein Amt gegeben, so diene er. Ist jemand Lehre gegeben, so lehre er.

8 Ist jemand Ermahnung gegeben, so ermahne er. Gibt jemand, so gebe er mit lauterem Sinn. Steht
jemand der Gemeinde vor, so sei er sorgfältig. Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's gern.]

9 Die Liebe sei ohne Falsch. Haßt das Böse, hängt dem Guten an.

10 Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung
zuvor.

11 Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn.

12 Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet.

13 Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft.

14 Segnet, die euch verfolgen; segnet, und flucht nicht.

15 Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden.

16 Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter
zu den geringen. Haltet euch nicht selbst für klug.

Liebe Gemeinde,

als ich das erste Mal mit einer Gemeindegruppe bei unserer Partnergemeinde in Polen war – es ist
eine polnische orthodoxe Gemeinde in Polen -, waren die Mitglieder der Gruppe bei Familien privat
untergebracht. Das, was mich am meisten bewegt, beeindruckt, ja auch beschämt hat, war die
Gastfreundschaft. Es war im Jahr 1987, noch vor der Wende, die meisten Menschen in Polen waren
arm, mussten hart und lange arbeiten, um für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt zu
erwirtschaften. Uns, den Gästen, wurde der Tisch gefüllt mit Speisen, die sich die Gastgeber selbst
im Alltag nie geleistet haben. Einigen wurde das Ehebett zur Verfügung gestellt, die Gastgeber
schliefen auf Sesseln oder einem Sofa. Wir mussten lernen, uns beschenken zu lassen. Für die
polnischen Gastgeber war diese überwältigende Gastfreundschaft Gottesdienst im Alltag. In den
slawisch sprechenden orthodoxen Gemeinden wird ein Sprichwort tradiert, das lautet: „Kommt ein
Gast ins Haus, kommt Gott ins Haus.“ Vielleicht waren wir so beschämt, weil wir gewohnt sind,
einem Gast Anteil zu geben an dem, was wir haben, nicht aber zu seinen Gunsten ihm gewähren,
was wir uns selbst nicht leisten können.

Ich bleibe noch ein wenig bei Erfahrungen aus ökumenischen Begegnungen, einfach, weil sie
Bereicherungen zu geben vermögen. In den vergangenen Tagen konnte ich mit einer Gruppe von
Vikarinnen und Vikaren aus dem Predigerseminar unserer Evangelischen Landeskirche in Baden
für eine Woche in England sein. Auch hier gab es wieder eine Unterkunft in Gastfamilien, auch
diese Gruppe war überwältigt von der Gastfreundschaft, die jeder einzelne in seiner Gastfamilie
erlebte. Wir hatten Gelegenheit, verschiedene Modelle von Gemeinde(aufbau)arbeit kennen zu
lernen, hatten liebenswürdige Gesprächspartner, die uns nicht nur mit ihrem Humor und ihrer
Unkompliziertheit gefangen nahmen, sondern auch mit ihrer Offenheit und Bereitschaft, auch sehr

sensible und neugierige Fragen geduldig zu beantworten. Das allein war schon beeindruckend, aber mehr noch war es die Selbstverständlichkeit, mit der wir zusammen beteten. Wir wurden im Gebet hinein genommen in die Trauer um Krankheit und Tod von Gemeindegliedern, und wir teilten im Gebet die Freude über die Begegnungen, die guten Gespräche, das gemeinsame Feiern von Gottesdiensten, die gemeinsame Kommunion und nicht zuletzt fröhliches Singen mit viel Bewegung, Tanz und fast südländischem Temperament. „Let us pray together“ war das, was Gemeinschaft zwischen Gastgebenden und uns Gästen stiftete.

Während ich den Predigttext meditierte, kamen mir immer wieder Szenen dieser Begegnungen in den Sinn. Ja, dachte ich, vieles von dem, was Paulus uns als Paränese hinterlassen hat, habe ich im lebendigen Vollzug bei Gliedern am Leib Christi erlebt: eine Liebe ohne Falsch, eine herzliche geschwisterliche Liebe untereinander, Ehrerbietung, lebendiges Wirken des Heiligen Geistes, quicklebendige Gottesdienste, Menschen mit tiefer Hoffnung und tägliches Beten: am Morgen, bei Tisch, bei Begegnungen in den Gruppen, beim Abschied, und natürlich in den Gottesdiensten, Teilen von Freude und Anteilnehmen an der Trauer. Auf diesem Hintergrund ökumenischer Begegnungen wird die paulinische Paränese auf einmal lebendig. Ihr haftet dann weder etwas Gesetzliches an noch wirkt sie wie eine Sammlungen kategorischer Imperative, sondern sie wirkt wie eine Beschreibung eines charismatischen und pneumatischen Gemeindelebens, das sich vom Heiligen Geist und der Liebe Gottes bestimmt sein lässt.

Denn das Leitmotiv der paulinischen Paränese ist die Liebe. Sie ist für Paulus eine Gabe, die durch den heiligen Geist in die Herzen ausgeschüttet ist. Sie ist die Kraft, durch die Gott uns Ungerechte gerecht spricht, ja sie ist eine Kraft, die sogar größer ist als Glaube und Hoffnung, wie er es in 1. Kor 13,13 formuliert. Die Liebe soll die Herrscherin sein im Zusammenleben der Christen. Sie soll in unseren Herzen, in unserem Denken und Handeln, die bestimmende Kraft sein, die zu unserer eigenen Liebe wird; zugleich bleibt sie immer die Liebe Gottes, die der unseren immer schon voraus ist, der wir uns öffnen und von der her wir uns bestimmen lassen sollen. Niemals darf diese Liebe gespielt sein oder dürfen wir mit ihr spielen. Wenn Paulus mahnt, dass die Liebe ohne Falsch sei, dann denkt er an unsere dunklen Seiten, an unsere Fähigkeiten, Liebe zu heucheln, sie vorzuspielen, sie mit Hintergedanken nur vordergründig zu praktizieren, vielleicht, weil wir uns dadurch Vorteile, Zuwendung, Anerkennung erhoffen. Liebe steht immer in der Gefahr, pervertiert zu werden. Darum die Mahnung am Ende – ich zitiere die Übersetzung von Klaus Berger und Christine Nord – „Strebt nicht ständig unzufrieden nach mehr, sondern haltet es mit den Demütigen und Bescheidenen. Bildet euch nichts ein auf eure Klugheit“ (V. 16). Dann, wenn ich mir meiner Grenzen bewußt bin und der Maßstab meiner Werte sich nicht an der Überlegenheit über andere orientiert, sondern an Bescheidenheit und Demut als den realistischeren Maßstäbe des Menschlichen, weil sie um Schwäche und Grenzen unseres Menschseins wissen, ist die Gefahr, dass die Liebe zu einem Instrument der Manipulation in meiner Hand wird, gebannt. Das gilt auch dann, wenn man beachtet, dass bei Paulus Agape, Liebe, nicht nur ein Gefühl ist, sondern – in guter jüdischer Tradition - ein Dasein für andere. Auch dann gibt es ja die Möglichkeit, über die Motive des eigenen Handelns andere zu täuschen. Darum schärft er das Bewußtsein, zwischen gut und böse zu unterscheiden. Bezogen auf die Liebe heißt das, du weißt sehr wohl, wann deine Liebe ohne Hintergedanken, ohne taktische Erwägungen, ohne Streben nach Vorteil für dich selbst ist und wann nicht.

In einem theologischen Gesprächskreis in meiner letzten Gemeinde wurde der Wunsch geäußert, den Römerbrief zu lesen. Ich habe damals vorgeschlagen, nicht vorne anzufangen, sondern mit dem 16. Kapitel. Weil dort in den Empfehlungen und Grüßen, die Paulus schreibt, einige der Adressaten des Briefes zumindest teilweise in den Blick kommen, Männer und Frauen, zu denen Paulus ein persönliches Verhältnis hat, denen er seine Wertschätzung schenkt, über deren Wirken er dankbar

ist und für die er Worte der Dankbarkeit oder besonderen Empfehlung findet. Hier wird etwas davon deutlich, wie Paulus selbst geschwisterliche Liebe geübt hat und wie seine Paränese zumindest in seiner Briefkultur für ihn selbst praktische Gestalt gewonnen hat. Darum ist es auch sachlich angemessen, von geschwisterlicher Liebe als dem Kennzeichen der familia Die zu sprechen. Vielleicht hat diese geschwisterliche Liebe in den urchristlichen Gemeinden ansteckend gewirkt, sie attraktiv gemacht für die Nichtchristen.

Dass für Paulus die Liebe nicht nur auf die Insidergruppe der glaubenden und getauften Gemeinde bezogen ist, sondern weit darüber hinaus in die Menschengemeinschaft wirkt, wird an der Aufforderung sichtbar, die, die die Christen verfolgen, zu segnen. Wir wissen nicht, ob Paulus dabei an Jesu Worte aus der Bergpredigt anspielt – sonst verweist er ja ausdrücklich auf Herrenworte -, aber die Nähe zur sechsten Antithese ist evident. Matthäus überliefert diese Antithese mit den Worten: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist (3. Mose 19,18): »Du sollst deinen Nächsten lieben“ und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt. 5,43-48).

Wo bei Jesus das Gebet für die Verfolger der Gemeinde Ausdruck der praktizierten Feindesliebe ist, steht bei Paulus der Segen, gleich zweimal ausdrücklich genannt und in Antithese zum Fluchen gesetzt: „Segnet, die euch verfolgen; segnet, und flucht nicht.“ Ich denke, man kann diese fast übermenschliche Forderung nur richtig verstehen auf dem Hintergrund dessen, was als Indikativ hinter allen ethischen Imperativen des Paulus steht: Ihr seid die von Gott beschenkten, von ihm gerecht gesprochenen sündigen Menschen. Seine (Ge-)Rechtsprechung als Ausfluss seiner Liebe ist es, was euch Leben in seiner ganzen Fülle schenkt und verheißt als Leben aus dem Tod. Diese unendliche Liebe Gottes macht euch stark, auch denen, die euch das Leben schwer machen, diese Liebe spürbar werden zu lassen, indem euer Mund das tut, was niemals ein Gegner erwartet: ihn segnen. Dadurch wird etwas von der Versöhnungsdynamik deutlich, die das Wesen des Evangeliums ausmacht: „Aber das alles von Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat durch Christus und uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt“ (2 Kor 5,18).

Der Schriftsteller Erich Fried hat in eindrucksvoller Weise nach 1945 immer wieder Versöhnung und Feindesliebe thematisiert, obwohl er sich selbst als areligiös bezeichnet hat. Er hat sich nicht wie sein an den Folgen von Folterung durch die Nazis gestorbener Vater als glaubender Jude gefühlt, die Bibel war ihm wichtig als Zeugnis von Menschen, nicht als Gotteswort.

Ende 1945 begann Erich Fried mit der Arbeit an seinem einzigen Roman: "Ein Soldat und ein Mädchen". Das Buch knüpft an den Bergen-Belsen-Prozeß an, von dem Fried in London aus der Zeitung erfahren hatte. Dieser Prozeß gegen die Verantwortlichen des Konzentrationslagers Bergen-Belsen fand gleich nach dem Krieg vor einem englischen Militärgericht statt. Zu den zum Tode Verurteilten gehörte auch die erst 19jährige Aufseherin Irma Greese. Sie wurde im Dezember 1945 gehenkt.

In Frieds Roman geht es um diese Aufseherin. Er nennt sie "Helga". Ihr Gegenüber ist ein jüdischer Besatzungssoldat, der mit ihr die letzte Nacht vor der Hinrichtung teilt. Es entsteht eine Liebesbeziehung, die das Mädchen verändert. Fried schreibt:

"Es scheint, daß für sie der Soldat - gerade weil er der `anderen Seite' angehörte, und weil er Jude war - in ihrer sich neu bildenden (...) letzten Welt die Stelle verkörperte, an der Abbitte geleistet und etwas gut gemacht werden mußte; und Helga konnte zum ersten Mal Reue zeigen, weil von ihr keine Reue verlangt wurde."

Die Göttingen Religionspädagogin Edith Stallmann sagte dazu:

"Das ist in Romanform umgesetzt die Rechtfertigung des Menschen aus Gnade und nicht aus Werken der Buße."

Am nächsten Morgen versucht der Soldat, mit der Begründung, daß das Mädchen sich in dieser Nacht tatsächlich geändert habe, die Todesstrafe für sie aufheben zu lassen. Doch das gelingt ihm nicht. Sie wird hingerichtet, und er fühlt sich sein Leben lang mitschuldig an diesem Tod.

"Das Urteil mag höchst gerecht gewesen sein, aber mit einem Mal gilt das alles nicht, und man ist mitverantwortlich. Entweder weil man zum Tod des Verurteilten beiträgt, oder weil man nichts dagegen unternimmt, oder auch nur, weil man in der Nähe ist."

Das Urteil des Soldaten, wie auch des Autors, über den Prozeß lautet:

"Vor diesem Forum hatte nicht das Werden das Wort, nicht was aus ihr werden sollte, sondern einzig und allein, was aus ihr geworden war, die begangenen, vergangenen Vergehen und Verbrechen, deren Furchtbarkeit den Richtern den Blick für Art, Grenzen und Grad von Helgas eigener Verstricktheit in diese Schuld trübte. Wo aber eine Gegenwart von ihrer Vergangenheit eingeholt wird, dort ist immer ein Wohnort des Todes."

Ein Jahr vor seinem Tod schrieb er ein Gedicht, dem er den Titel gab:

"Eine Art Feindesliebe".

Mitleid haben
auch mit denen
in denen das Leid
so schlecht wie keinen
Platz mehr gelassen hat
für ihr Mitleid"

1981 schrieb Erich Fried ein Gedicht mit dem Titel: "Weltfremd". Er widmete es Helmut Gollwitzer.

"Weltfremd

Wer denkt
daß die Feindesliebe
unpraktisch ist
der bedenkt nicht
die praktischen
Folgen

der Folgen
des Feindeshasses"

Fried kümmerte nicht die Frage, ob Feindesliebe erfüllbar oder unerfüllbar sei, ihn interessierte, ob sie praktiziert oder verweigert würde. Und in ihrer Verweigerung sah er die eigentliche Mitschuld von Menschen an den Verhältnissen.

Wohl wissend, dass ich in dieser Predigt das, was Paulus uns mit seiner Paränese auf unsere Lebensweg mitgibt, auch nicht annähernd erschöpfend behandeln konnte, schließe ich mit Paulus eigenen Worten: „Die geschwisterliche Liebe untereinander sei herzlich.“ Amen.

Prof. Dr. Jürgen Kegler
- Kirchenrat -